



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Neufrankreich und die Jesuiten : 2. Der große Irokesenkrieg. - Drei
Märtyrer. - Ein verhungertes Volk.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die er am 4. April 1775 an Johanna Fahlmer schreibt: „Sa Tante sie war schön wie ein Engel. Und lieber Gott wie viel ist sie noch besser als schön.“

Und nun schlage man Lewes' Goethe-Biographie und H. Grimm's Vorlesungen über Goethe auf, lese da, wie der eine Lili zu einer „entschiedenen Kofette“ macht, der andre von den „paar Künsten“ redet, womit das „arme Mädchen“ Goethe an sich zu locken gewußt habe, und dann beantworte man sich ehrlich die Frage, ob es eine ärgere Entstellung eines edlen Frauenbildes geben kann als diese Urtheile.

Neufrankreich und die Jesuiten.

2. Der große Irokesenkrieg. — Drei Märtyrer. — Ein verhungertes Volk.

Die Irokesen waren die Hauptfeinde der Franzosen und der Huronen. Unaufhörlich sandten sie ihre Kriegerschaaren nach deren Niederlassungen und nach den Wasserstraßen, die sie verbanden. In ganz Kanada konnte niemand ohne Gefahr, von ihnen skalpirt oder gefangen und nach ihren Städten zur Marter geführt zu werden, sich auf die Jagd, auf den Fischfang oder auf eine Handelsreise begeben. Kaum die Umgebung der französischen Forts in Quebek, Three Rivers und Montreal war sicher. Die Irokesen waren überall und nirgends. Ein wilder Schrei, eine Gewehrsalve, ein Schwarm brüllender Rothhäute, und Alles war vorüber. Die Soldaten eilten nach der Stelle hin und fanden nur Einsamkeit und Stille und zuletzt einige verstümmelte Leichname.

Besonders schlimm gestaltete sich dieser Zustand nach dem Jahre 1641, wo die Banden der Irokesen ganze große Jägerschaaren der Algonquins vernichteten und selbst das Fort Richelieu zu erstürmen versuchten. Ueberall hausten sie wie Tiger in Menschengestalt. Sie vertilgten ganze Dörfer auf einmal, sie rotteten die Stämme aus, welche die Missionäre zu bekehren hofften; das gräßlichste Schreckbild eines fiebernden Gehirns kommt den Szenen nicht gleich, die ihr grausamer Sinn ausführte. Man lese bei Parkman S. 203 bis 223 die grausigen Abenteuer, die der von ihnen gefangen genommene Jesuit Isaac Jogues unter ihnen erlebte, selbst nach. Wir wollen hier nur kurz berichten, was eine Indianerin, die mit anderen Algonquins auf der Winterjagd

im Jahre 1641 in die Hände einer irokesischen Streifpartie fiel, dem Missionär Butaux erzählte.

Unter den Gefangenen befanden sich drei Frauen, die jede ein wenige Monate altes Kind hatten. Beim ersten Raubplage nahmen ihnen die Sieger diese Kinder weg, banden sie an hölzerne Spieße, rösteten sie langsam am Feuer und fraßen sie dann vor den Augen der Mutter, deren Flehen und deren verzweifelte Anstrengungen, ihre Fesseln zu zerreißen, mit Hohnlachen beantwortet wurden. Als sie einige Tage nachher die erste Irokesenstadt erreichten, brachte man die Gefangenen in ein Haus, um sie zu martern. Man schlug sie mit Knütteln, stach sie mit Messern, schnitt ihnen mit Muschelschalen Finger ab und versengte sie mit Feuerbränden. Die Frauen mußten nach dem Gesänge der männlichen Gefangnen dazu tanzen. Am nächsten Morgen brachte man sie, nachdem sie am Abend zuvor zur Stärkung für weitere Qualen mit Speise versehen worden waren, angesichts der ganzen Einwohnerschaft auf ein großes Holzgerüst, wo man sie wieder mit Bechfackeln und Kienspänen versengte. Dann wurde den gefangenen Frauen befohlen, ihre Männer zu verbrennen. Der stoische Muth des einen Gemarterten reizte seine Peiniger zur Wuth. „Schrei doch! Warum schreiest du nicht?“ kreischten sie, indem sie ihm Feuerbrände in den Leib stießen. „Seht,“ erwiederte er, „ihr könnt mich nicht einmal zucken machen. Wäret ihr an meiner Stelle, so würdet ihr wie Säuglinge winseln.“ Sie fielen darauf mit verdoppelter Bosheit über ihn her, bis ihre Messer und Brände ihm jede Ähnlichkeit mit einem Menschen nahmen. Er trogte ihnen bis zuletzt. Als der Tod ihn endlich befreite, rissen sie ihm das Herz aus der Brust und verschlangen es. Dann zerhackten sie ihn in Stücke und bereiteten aus seinen verstümmelten Gliedern ihr Triumphmahl. Alle Männer und alle alten Weiber der Gesellschaft wurden in ähnlicher Weise getödtet.

1644 schien es, als ob dieser entsetzliche Krieg ein Ende nehmen sollte. Die Franzosen in Quebek hatten mit ihnen verbündete Algonquins bewogen, einige von ihnen gefangen genommene Irokesen zu schonen und sie heimkehren lassen. Die Folge war eine große Friedensgesandtschaft der Irokesen, an deren Spitze der Häuptling Kiofsate stand. Nach langen wohlgesetzten Reden wurde unter Austausch von Wampum-Gürteln wirklich Friede geschlossen. Aber einige von den fünf Nationen des irokesischen Bundes erkannten ihn nicht an, und schon im folgenden Jahre brach von neuem ein Krieg aus, in welchem die Nation der Mohawks sich besonders hervorthat und wieder die schrecklichsten Grausamkeiten verübt wurden. Die Wuth der Irokesen wendete sich diesmal vorzüglich gegen die Huronen.

Unter dieser war die Jesuitenmission bis 1648 ganz außerordentlich ge-

Grenzboten III. 1879.

diehen. 1639 hatten die Jesuiten sich in einer Stadt, die sie am Ufer des Flusses Wye, nicht weit von der Matschedasch-Bucht des Huronensees erbauten, eine Zentralstation für ihre Arbeiten geschaffen, die zugleich Festung, Waarenlager, Hospital und Kloster sein sollte, und deren Lage nicht fern vom See und in der Mitte des Missionsfeldes vortrefflich gewählt war. Die übrigen Huronenstädte wurden von ihnen auf die Namen von Heiligen umgetauft und das Land in vier Bezirke getheilt. Das Bekehrungswerk machte von da an, namentlich in der Kriegszeit, immer bessere Fortschritte. Die Huronen hatten mehrere Niederlagen erlitten und waren durch ihr Unglück und ihre Noth leistungsfähiger geworden. Nur die Priester des Gottes der Weißen konnten ihnen, so schien es, aus ihrer immer verzweifelter werdenden Lage helfen, und so gab es eine reiche Ernte von Bekehrten. In einigen Städten waren die Christen bereits zahlreicher als die Heiden. Außer Sainte Marie, jener Zentralstadt, hatten auch Dissossane, jetzt La Conception genannt, und die Orte St. Joseph, St. Ignaz, St. Michael und St. Jean Baptiste jeder ihre Kirche mit einem oder mehreren Priestern, ihrer Glocke und ihren heiligen Geräthen und Bildern. Ueberall fand regelmäßiger katholischer Gottesdienst mit Messe, Beichte, Hersagen des Katechismus und Abbeten des Rosenkranzes statt. Zwar kamen auch jetzt noch Abfälle vor, und der Groll der beim Heidenthum verbliebenen machte sich in gelegentlichen Drohungen und 1648 in der Ermordung eines im Dienste der Mission stehenden Franzosen Luft. Aber die Christen hatten doch schon so sehr die Uebermacht gewonnen, daß gerade dieser letztere Fall zu einer großen Veröhnungsszene zwischen den Parteien führte, bei welcher der das Sühngeld bringende Redner des Huronenbundes ausdrücklich anerkannte, daß die Missionäre mit ihrer Gemeinde „die Stütze und das Bollwerk der Nation“ geworden wären, und ihr Mitleid anrief.

Sainte Marie war eine wohlbefestigte Burg, die an zwei Seiten eine Mauer mit Bastionen hatte und nach dem Wasser hin mit Palissaden, einem Graben und gleichfalls mit Bastionen geschützt war. Die Holzgebäude innerhalb dieser Befestigung bestanden aus Lagerräumen, einer Kirche, einer Küche, einem Refektorium, Räumen für den Unterricht und das religiöse Studium und Wohnungen für sechzig Personen. Jenseits des Grabens stand ein riesiges, mit einem Wassergraben und Palissaden eingefasstes Haus zur Aufnahme indianischer Besucher und daneben ein Hospital. Die Wände der Gebäude wurden von Balken und Brettern gebildet, die Schornsteine waren aus unbehauenen Steinen erbaut. Die Kirche mit ihren Reichthümern war für die Indianer ein Weltwunder. Die Burg hatte eine Besatzung von zwanzig französischen Soldaten, und außerdem dienten zu ihrem Schutze noch mehrere französische Händler, die, ohne Sold zu beziehen, im Nothfalle Waffendienst thun konnten.

Auch in anderen Beziehungen hatte sich die Lage der Jesuiten so sehr verbessert, daß der Pater Superior Ragueneau im Jahre 1649 dem Jesuitengeneral in Rom schreiben konnte, eine Vermehrung der ihnen bewilligten Geldunterstützung sei nicht nöthig. Nach demselben Schreiben trieben sie mit Erfolg Ackerbau, so daß sie für drei Jahre Getreide in ihren Magazinen hatten. Die Jagd und die Fischerei lieferten weitere Nahrungsmittel, und die Niederlassung besaß Geflügel, Schweine und selbst Kinder.

Im März des Jahres 1649 befanden sich im Huronenlande und dessen Nachbarschaft 18 Jesuitenpriester, 4 Laienbrüder, 23 Männer französischer Abkunft, die ohne Lohn dienten, 7 gemiethete Leute, 8 Soldaten und 4 Jungen. Hiervon waren 15 Priester in den verschiedenen Missionen beschäftigt, die übrigen hielten sich dauernd in Sainte Marie auf. Methode, Mannszucht, Unterwürfigkeit beherrschten Alles. Einigen Leuten war die Hausarbeit zugewiesen, andern das Hospital, die Verstärkung der Festungswerke und die Bestellung der Felder. Alle Laien verstanden sich auf den Gebrauch der Waffen. Der Pater Superior leitete und beaufsichtigte das Ganze mit Hilfe zweier anderen Priester. Zwei oder drei Mal im Jahre versammelten sich alle Priester in Sainte Marie zum Bericht über die letzte Vergangenheit und zur Berathung über die nächste Zukunft. Wie die Zitabelle und das Magazin, so war auch die Stadt der Sitz einer reichen Gastfreundschaft. An jedem zweiten Sonnabend sowie an hohen Festtagen strömten die Bekehrten von nahe und fern herbei, um am Gottesdienste theilzunehmen und sich dann diesen Tag sowie die beiden folgenden bewirthen zu lassen. Auch an andern Tagen waren Gäste willkommen, und da jeder drei Mahlzeiten erhielt, so stellten sich während der Hungersnoth von 1647 gegen 3000 ein, und im folgenden Jahre verdoppelte sich diese Zahl. Auch heidnische Indianer wurden aufgenommen und gespeist, durften aber des Nachts nicht dableiben. Wie der Leib, bekam selbstverständlich auch die Seele reichliche Nahrung, und nie verließ ein Christ oder Heide die Stadt, ohne ein Wort der Belehrung und Ermahnung mit auf den Weg zu nehmen.

Alles stand also gut und versprach noch besser zu werden, als der Irokesenkrieg sich den Grenzen näherte. Schon 1648 hatte es ein großes Unglück gegeben. Eine Huronenflotte, mit 250 der besten Krieger bemannt, war nach der französischen Kolonie Three Rivers abgegangen, um gegen Pelzwerk die den Wilden unentbehrlich gewordenen Kessel, Messer und Beile einzutauschen. In der Nähe des Ortes entdeckten sie eine Schaar von Irokesen, die von ihnen sofort angegriffen und in die Flucht geschlagen wurde, wobei viele erschossen und zu Gefangenen gemacht wurden. Es war ein schöner Triumph nach manchen Niederlagen, als die Sieger nach Beendigung ihrer Geschäfte nach

Hause zurückkehrten. Es wäre aber besser für sie gewesen, wenn sie bei den
Ihrigen geblieben wären.

Die Stadt Teanaustaye oder St. Joseph, an der südöstlichen Grenze
des Huronenlandes gelegen und etwa 15 Meilen von Sainte Marie entfernt,
war einer der größten Orte der Gegend; denn sie zählte mindestens 2000 Ein-
wohner. Sie galt, gut mit Palissaden geschützt, als eins der Hauptbollwerke
des Landes. Ihre Bewohner, früher unlenksame Heiden und nicht weniger
wild und grausam als die Irokesen, hatten jetzt der Mehrzahl nach sich die
Predigten des Pater Daniel, der seit vier Jahren unter ihnen lebte, zu Herzen
genommen und sich taufen lassen.

Da kam der Morgen des 4. Juli. Der Wald ringsum dampfte noch
unter den Strahlen der Frühsonne. Die Stadt war, wenn man sie durch die
in der Palissade gelassene Lücke betrat, ein Bild des tiefsten Friedens. Wenige
Männer waren vor den Thüren der Häuser zu sehen; denn die einen waren
auf der Jagd, andre mit jener Handelsflotte fortgezogen. Hier lag ein schmutziger
Wolfshund schlafend in der Sonne, da schwaigten Huronenmädchen im Schatten
mit einander, dort stampften Squaws in Holzmörsern Mais für den Mittag.
Weiterhin würfelten Knaben mit Kernen auf einer Steinplatte, und nackte
Kinder krochen im Staube. Ging man zur Kirche, so fand man sie gedrängt
voll; denn Pater Daniel las eben die Messe. Plötzlich unterbrach die Stille
der Gassen der Angstschrei: „Die Irokesen!“ Eine Schaar feindlicher Krieger
war aus der Tiefe des Waldes hervorgebrochen und hatte sich auf die Lücke
in der Palissade gestürzt. Die einen griffen zu den Waffen, andere rannten
rathlos und wie unsinnig vor Angst hin und her. Daniel eilte nach der ge-
fährdeten Stelle, sammelte die Vertheidiger und verhieß ihnen den Himmel,
wenn sie tapfer kämpften. Dann ging er von Haus zu Haus, um die noch
Ungläubigen zu ermahnen, Buße zu thun und die Taufe anzunehmen, damit
sie der Hölle entgingen, die sie zu verschlingen drohe. Sie drängten sich um
ihn, und er tauchte sein Taschentuch in eine Schale Wasser, mit dessen Tropfen
er sie, die Taufformel sprechend, besprengte. Sie verfolgten ihn nach der Kirche,
hielten ihm ihre Kinder hin, daß er sie auch taufe, flehten um die Abso-
lution, wehklagten und jammerten. „Brüder,“ rief er immer wieder aus,
wenn er die Tauftropfen aus seinem Tuche schüttelte, „heute gehen wir in den
Himmel ein.“

Das Gebrüll und Geheul der Irokesen kam bald näher. Die Palissade
war genommen, der Feind in der Stadt. „Flieht,“ rief der Priester, indem
er seine Heerde nach einer anderen Lücke in der Befestigung vor sich hertrieb,
„ich werde bleiben. Im Paradiese sehen wir uns wieder.“ Wirklich retteten
sich viele auf jenem Wege. Er aber harrete aus, denn noch waren Seelen

durch die Taufe dem ewigen Verderben zu entreißen. In die Kirche zurückgekehrt, erblickte er draußen die Irokesen. Furchtlos, mit Augen, die von der Verzückung des Märtyrertums leuchteten, trat er in seinem priesterlichen Ornat ihnen entgegen. Verdutzt machten sie Halt und starrten ihn an. Dann überschütteten sie ihn mit einem Schauer von Pfeilen. Ein Gewehrschuß folgte und traf ihn ins Herz. Den Namen Jesu lispelnd sank er todt zu Boden. Mit Triumphgeheul warfen sie sich auf den leblosen Körper, zogen ihn aus, zerhackten ihn und wuschen sich mit seinem Blute die Gesichter, um sich tapfer zu machen. Zuletzt warfen sie den Leichnam in die vom Brande der Stadt ergriffene Kirche.

Eine Stunde nachher war St. Joseph ein Aschenhaufen. Die Sieger schleppten 700 Gefangene mit sich fort. Ebensoviele von den Einwohnern der Stadt waren erschlagen worden. Einen benachbarten kleineren Ort hatte ein ähnliches Loos ereilt. Noch nie hatte die Huronen-Nation ein so großes Unglück getroffen.

Acht Monate später, am 16. März 1649, erfolgte ein zweiter Einbruch der Irokesen. Am gedachten Tage sahen die Priester von Sainte Marie in der Entfernung von etwa drei Meilen über den grauen Wäldern im Südosten schwere Rauchwolken aufsteigen, und einige Zeit nachher erschienen eilenden Laufes zwei christliche Huronen vor ihnen mit erschreckender Botschaft. Die Erbfeinde waren da und verbrannten die Stadt St. Louis!

Schon im Spätherbst hatten 1000 Irokesen, hauptsächlich von den Stämmen der Mohawks und Senekas, sich zu einem Kriegszuge gegen die Huronen aufgemacht. Den Winter über sich von der Jagd ernährend, rückten sie allmählich nach der Lücke in deren Grenzvertheidigungs-System vor, welche durch die Zerstörung von St. Joseph entstanden war. Einfache Wachsamkeit auf Seiten der Huronen würde das folgende Unglück verhütet haben; denn sie konnten dem Einfall mit großer Uebermacht entgegentreten. Aber die Warnungen und Ermahnungen der Jesuiten wurden nicht beachtet. So geschah es, daß die Irokesen unbemerkt ins Herz des Landes eindrangten und in der Nacht vor dem 16. März vor der Stadt St. Ignaz erschienen, die mit St. Louis und drei kleineren Orten die Mission bildete, welcher Brebeuf und Lalemant vorstanden. In der Morgendämmerung rekognoszirten sie den Platz, fanden eine nur mit Palissaden geschützte und überdies unbewachte Stelle und griffen mit Sonnenaufgang an. Die Mehrzahl der Einwohner war auf der Jagd abwesend, nur 400 waren zurückgeblieben, und diese bestanden fast nur aus Weibern, Kindern und alten Leuten. So wurde die Stadt im ersten Anlauf erstürmt und die Bewohnerschaft theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht. Nur drei Huronen retteten sich nach St. Louis, wohin

die Sieger sich nun, nachdem sie eine Anzahl ihrer Krieger in St. Ignaz zurückgelassen, um den Rückzug des Hauptkorps zu decken, gleichfalls wendeten.

Die Zahl der Bevölkerung dieser Stadt betrug etwa 700; davon blieben aber auf die Schreckenskunde vom Heranzuge der wilden Feinde nur 80 Krieger und die Kranken und Alten zurück, die nicht fliehen konnten, desgleichen Breuef und Salemant, deren Posten vor dem Rachen der Gefahr war, wo sie die Kämpfer anzuspornen und den Sterbenden durch Taufe und Absolution den Himmel zu öffnen hatten. Kaum waren die Flüchtlinge fort, als die Irokesen gegen die Palissaden heranstürmten. Die Huronen vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit, tödteten mit ihren Bogen und den wenigen Gewehren, die sie hatten, 30 der Angreifer und verwundeten eine große Anzahl. Zweimal wichen die Irokesen zurück, und zweimal kamen sie wieder. Zuletzt zerhieben sie die Palissaden an mehreren Stellen. Noch wehrten sich die Angegriffenen eine Zeit lang an diesen Breschen, ermuthigt von den beiden Jesuiten, die immer da erschienen, wo die Gefahr am größten war. Endlich brachen die Stürmenden in die Stadt, steckten sie in Brand und nahmen alles, was nicht dabei verbrannte oder im vorhergehenden Kampfe gefallen war, gefangen, darunter auch die beiden Priester. Die Gefangenen wurden geknebelt nach St. Ignaz abgeführt, um später einen martervollen Tod zu sterben.

Nun zogen die Sieger, in verschiedene Banden getheilt, nach den benachbarten Orten, um sie ebenfalls niederzubrennen und sich dann zum Angriff auf Sainte Marie, der auf den nächsten Tag festgesetzt wurde, wieder zu vereinigen. Dort herrschte, als man am Morgen des 17. März die irokesischen Kundschafter am Saume des Waldes umherschleichen sah, große Beängstigung. Ragueneau hatte vierzig wohlbewaffnete Franzosen in seiner Burg, aber die Palissaden und die Holzgebäude derselben hätten dem Feuer nicht widerstanden. Die ganze Nacht hindurch stand man auf Wache. Am Morgen trafen aus den Städten La Conception und Sainte Madeleine 300 Huronenkrieger ein, meist Christen, ziemlich gut bewaffnet und voll Kampfbegierde. Andere sollten bald nachfolgen, und es war hohe Zeit. Denn schon rückte die Vorhut der Irokesen heran und trieb eine Schaar ihrer Gegner vor sich her. Jetzt aber wendete sich das Blatt. Die anderen Huronen in und bei Sainte Marie warfen sich mit solchem Ungestüm auf den Feind, daß er die Flucht ergriff und sich bis nach den Trümmern von St. Louis zurückzog, hinter dessen stehengebliebenen Palissaden er Posto faßte. Von hier durch die Sieger vertrieben, flohen die Irokesen nach St. Ignaz zu. Auf dem Wege stießen sie aber auf das Hauptkorps der Ihrigen, und nun eilte der ganze wilde Schwarm nach St. Louis zurück, um die dort stehenden siegreich gewesenen Huronen zu vernichten. Hier entspann sich ein hartnäckiger, verzweiflungsvoller Kampf. Die innerhalb der

Palissaden befindlichen Huronen zählten nicht viel mehr als anderthalbhundert Mann, und die meisten waren nur mit Pfeil und Bogen, Streitäxten und Messern bewaffnet, während die Gegner dreimal so stark waren und größtentheils holländische Gewehre hatten. Sene aber vertheidigten sich mit dem Muth der Verzweiflung, machten wiederholt wüthende Ausfälle und trieben den Feind mehrmals zurück. Der Kundschafter von Sainte Marie vernahm, als er sich horchend unter dem Schatten des Fichtenwaldes nach dem Erdboden hinneigte, bis tief in die Nacht hinein das Getöse der Schlacht. Der vornehmste der Häuptlinge des Irokesenheeres war schwer verwundet, und fast 100 von seinen Kriegern bedeckten als Leichen die Wahlstatt. Als die Uebermacht endlich siegte, waren von den Gegnern nur noch einige zwanzig am Leben. Die übrigen lagen todt neben den umgerissenen Palissaden, die sie so unerschrocken vertheidigt hatten.

Wieder wachten und beteten die Jesuiten in Sainte Marie die ganze Nacht hindurch, und die Priester unter ihnen gelobten dem heiligen Joseph, dessen Jahresfest der nächste Morgen bringen sollte, ein Jahr lang jeden Monat so viele Messen zu lesen, als ihre Zahl betrug. Und siehe da, der gefürchtete Angriff der Irokesen unterblieb. Der heilige Joseph hatte, wie die einen sagten, ein Wunder gethan. Die Feinde hatten, wie die andern profaischer meinten, ihre Siege zu theuer erkauft, sie waren sehr geschwächt, und sie hatten die 700 Huronen zu fürchten, welche sich in der großen Stadt St. Michel gesammelt und, von einer aus den Flammen von St. Joseph entkommenen alten Squaw auf ihre Spur geleitet, sich gegen sie in Marsch gesetzt hatten. Wirklich traten die Irokesen eilig den Rückzug in ihr Land an. Vorher hatten sie freilich noch Zeit gefunden, einen großen Theil ihrer Gefangenen, Alt und Jung, Männer und Weiber, in den Häusern von St. Ignaz an Pfähle zu binden und die Stadt anzuzünden. Hier fanden die Jesuiten von Sainte Marie am 20. März zunächst die halbverkohlten Leichname dieser Unglücklichen und nicht weit davon die Reste von Brebeuf und Sajemant.

Von huronischen Freunden, die in die Gefangenschaft der Irokesen gerathen waren, sich aber bei dem verwirrten Rückzuge derselben davon gemacht hatten, erfuhr man, wie die beiden Märtyrer gestorben waren. Am Nachmittag des 16. März wurde Brebeuf bei Seite geführt und an einen Pfahl gebunden. Er schien weniger um sich als um die christlichen Huronen, die mit ihm in Gefangenschaft gerathen waren, besorgt zu sein; denn mit lauter Stimme ermahnte er sie zu geduldigem Leiden und verhiess den Standhaften das Paradies. Erzürnt versengten ihm die Irokesen Kopf und Füße, und als er ihnen dafür im Tone eines Gebieters und mit unerschrockener Miene mit den ewigen Höllenstrafen drohte, schnitten sie ihm die Unterlippe ab und stießen ihm ein

rothglühendes Eisen in den Mund. Er aber blieb hoch aufgerichtet vor ihnen stehen und ließ keinen Laut des Schmerzes hören, so daß sie, um ihn zu bewältigen, andere Mittel versuchten. Sie entkleideten Lalemant, umhüllten seinen Körper mit Rindenstücken, die sie mit Pech bestrichen hatten, und führten ihn vor seinen Freund und Oberen. Als er dessen Zustand sah, warf er sich ihm mit den Worten des Apostels Paulus zu Füßen: „Wir sollen ein Schauspiel sein der Welt, den Engeln und den Menschen.“ Die Irokesen rissen ihn empor, befestigten ihn an einem Baumstamm und zündeten sein Rindenkleid an. Als die Flamme emporzüngelte, streckte er, zart und schwächlich, wie er war, die Arme mit einem Schrei um Gnade gen Himmel aus. Dann hingen sie Brebeuf eine Kette von glühenden Beilen um den Hals. Aber der unbezwingbare Priester stand fest wie ein Felsen. Ein Hurone, der einst Christ gewesen, aber dann von den Irokesen gefangen genommen und von ihnen adoptirt worden war, schlug mit der Bosheit eines Abtrünnigen vor, ihnen kochendes Wasser über die Köpfe zu gießen, da sie so viel kaltes Wasser auf Andere ausgegossen hätten. So wurde denn ein Kessel über das Feuer gestellt und das Wasser, als es brodelte, langsam über die Häupter der Missionäre ausgeschüttet, wobei man ihnen zurief: „Wir taufen euch, denn niemand wird ohne ordentliche Taufe erlöst.“ Brebeuf regte sich nicht. In ihrer Wuth schnitten ihm seine Peiniger Fleischstreifen aus Brust und Armen und verschlangen sie vor seinen Augen. Er ließ es geduldig geschehen. Nach einer Reihenfolge anderer Martern skalpirten sie ihn, und als sie bemerkten, daß er fast todt war, schnitten sie ihm die Brust auf, um das hervorquellende Blut zu trinken. Zuletzt riß ihm ein Häuptling das Herz heraus und verzehrte es.

So endete Jean de Brebeuf, der Begründer der huronischen Mission, ihr größter Held und ihr standhaftester Märtyrer. Er stammte aus einem edeln Hause der Bretagne und starb dessen würdig den Ueberwindertod. Der physisch weit schwächere Lalemant war seiner Naturanlage nach nicht im Stande, eine so heroische Tapferkeit wie sein Genosse zu entfalten, und er hatte länger zu leiden. Nach einem Hause gebracht, wurde er die ganze Nacht hindurch gemartert, bis ihn am Morgen ein Irotese, dem diese Unterhaltung langweilig geworden, mit dem Tomahawk tödtete. Man berichtet, daß er zu Zeiten außer sich war, dann aber, sich wieder ermannend, mit ausgestreckten Armen seine Schmerzen dem Himmel als Opfer darbot. Sein starker Freund hatte die Peinigung 4 Stunden ertragen, er aber hielt sie beinahe 17 Stunden aus.

Die Körper der beiden Märtyrer wurden von den Jesuiten nach Sainte Marie gebracht und auf dem dortigen Kirchhofe begraben. Der Schädel Brebeuf's aber wird, in Silber gefaßt, von den Nonnen des Hôtel-Dieu in Quebec als Reliquie noch heute mit frommer Sorgfalt aufbewahrt.

Alles war jetzt vorbei für die Huronen. Ohne Führer, ohne Vereinigung, ohne Organisation, vom Elend gelähmt und wahnsinnig vor Furcht, fügten sie sich in ihr Schicksal ohne weiteren Widerstand. Ihr einziger Gedanke war jetzt Flucht aus dem Lande. Ohne zu überlegen, daß sie eine schlechte Ernte gehabt, und daß sie auf ihren Feldern wieder Mais und Bohnen bauen mußten, wenn sie nicht verhungern wollten, zerstreuten sie sich zum größten Theil nach Osten und Norden hin in die halb aufgethaute Wildniß. Binnen vierzehn Tagen wurden 15 Huronenstädte verlassen und die Mehrzahl verbrannt, damit sie den etwa zurückkehrenden irokesischen Schaaren nicht zur Operationsbasis dienten.

So mußte auch Sainte Marie aufgegeben werden. Es konnte den Anprall des nächsten Angriffs nicht allein aushalten, und dann hatte die Mission keinen Zweck mehr — die Heerde war den Hirten entflohen. Es galt, sie wieder zu sammeln und eine neue Heimat zu suchen. Einige der Väter folgten den Entwichenen in ihre Schlupfwinkel auf den Eilanden des Huronensees und in den Gebirgen. Die Zurückbleibenden beriethen sich über den neuen Hauptstiz und Mittelpunkt der Mission. Sie entschieden sich für die große Manitoulin-Insel, die von ihnen nach der heiligen Jungfrau, von den Indianern aber Ekartoton genannt wurde. Sie lag nahe am Nordufer des Huronensees und gewährte leichten Zugang zu den Algonquins, und überdies rückte man mit der Uebersiedelung hierher den französischen Niederlassungen näher. Endlich versprach auch der Fischfang hier reichliche Nahrung, und der Boden der Insel war zur Anlegung von Maisfeldern wohlgeeignet. Indes gab man den Plan auf, da zwölf Huronenhäuptlinge erschienen und die Väter bewogen, sich mit ihnen auf der näheren Insel St. Joseph niederzulassen, wo sie die zerstreuten Schaaren ihres Volkes wieder vereinigen wollten und ein Theil derselben bereits eingetroffen war.

Die genannte Insel liegt etwa 20 englische Meilen von der Stelle, wo die Burg von Sainte Marie stand, vor dem Eingange der Matschedasch-Bai, und war damals mit dichtem Urwalde bedeckt. Am 14. Juni 1649 wurde die bisherige Heimat verlassen, zu welchem Zwecke man sich ein Boot und ein großes Floß erbaut hatte. Als man diese Fahrzeuge mit allem, was nicht niet- und nagelfest war, mit Korn, Vieh, Waffen und Schießbedarf, Altären, heiligen und weltlichen Geräthschaften, Schränken, Kisten und Tonnen beladen hatte, steckte man das Fort und die Stadt in Brand, und in einigen Stunden waren die Erzeugnisse vieljähriger Arbeit zerstört. Die obdachlos gewordene Schaar ging an Bord des Flosses und des Bootes und fuhr den Bye hinab und in die Bucht hinaus. Der See war ruhig, das Wasser schön, aber so langsam kamen sie vorwärts, daß sie ihr Reiseziel erst nach mehreren Tagen erreichten. Hier stießen die Missionäre mit ihren 40 Soldaten und Arbeitern auf ungefähr

300 Huronensfamilien, die im Walde bivouakirten. Sie hatten ein Stück Busch ausgerodet und Mais gepflanzt. Aber sie waren zu erschöpft vom Hunger, zu schwach und zu muthlos und niedergeschlagen gewesen, um darin viel thun zu können. Die Ankunft der Jesuiten flößte ihnen neuen Muth ein, sie gingen wieder an die Arbeit, schlugen und brannten mehrere Bäume nieder, bauten Häuser und umgaben die Stadt mit Palissaden. Auch die Missionäre und ihre Begleiter richteten sich auf diese Weise neu ein. Noch vor Anbruch des Winters stand ein viereckiges, mit Bastionen versehenes Fort aus festem Mauerwerk mit einem tiefen Graben an passender Stelle der Insel. In der Nähe wurden vorgeschobene Redouten errichtet, von wo aus französische Musketiere bei der Vertheidigung des benachbarten Huronenstädtchens helfen konnten.

Dank der Wachsamkeit der Franzosen blieb die neue Ansiedelung den ganzen Sommer hindurch von den Froschen verschont, und mit Beginn des Winters schlossen sich große Schaaren von Huronen, die voll Angst in den Wäldern des Nordens eine Zuflucht gesucht hatten, ihren Landsleuten auf St. Joseph an, bis sich zuletzt ganze 8000 dieser Unglücklichen unter dem Schutze des französischen Forts gesammelt hatten und in 100 Häusern aus Flechtwerk und Rinde untergebracht waren. Die meisten waren von Hunger und Strapazen erschöpft, wenige konnten tüchtig arbeiten, beinahe niemand von ihnen hatte sich für den Winter mit Nahrung versehen können. Die Väter im Fort waren besorgt gewesen, gegen sie Barmherzigkeit üben zu können. Sie ließen sie in den Wäldern Eicheln sammeln, die gemahlen, mit Asche gekocht und mit Maischrot vermengt eine wenigstens leidliche Nahrung gaben, und sie schickten Leute aus, die von den benachbarten Algonquins geräucherte Fische kauften. Aber was waren diese Vorräthe für so viele Bedürftige! Als der Winter strenger wurde, boten die Häuser der Huronen einen grauenvollen Anblick. Ihre Bewohner starben täglich in Masse vor Mangel an genügender Nahrung. Die Priester und ihre Leute begruben die Leichname, aber die Indianer scharften sie aus den flachen Gräbern wieder heraus und verzehrten sie, meist heimlich, aber auch nicht selten öffentlich. Bald darauf brach eine Epidemie unter ihnen aus und vollendete das Werk der Hungerznoth. Vor Eintritt des Frühlings war die Hälfte von ihnen gestorben.

Von dem Neste des Volkes flohen jetzt zweimal starke Schaaren vor den Schrecken des Hungers nach dem Festlande, aber kaum waren sie dort angelangt, um am Gestade zu fischen, als sie von lauernden Froschenbanden überfallen und niedergemehelt wurden. Die Jesuiten befanden sich in großer Verlegenheit. Sie wußten nicht, wie zu helfen sei, die Ansiedelung drohte sich aufzulösen. Einige wollten sich zu den Neutralen flüchten, Andere dachten an Abzug in die entlegensten und unzugänglichsten Waldwüsten des Nordens, wieder Andere

hofften durch Eintritt in die Stämme der Irokesen Sicherheit zu erlangen. Da erschienen eines Tages zwei der vornehmsten Huronen-Häuptlinge bei Ragueneau, baten ihn um Mitleid mit ihrem untergehenden Volke und schlugen ihm vor, die Reste desselben nach Quebek zu führen und dort anzusiedeln. „Warte nicht,“ sagten sie, „bis Krieg und Hunger uns bis auf den letzten Mann vernichtet haben. Wenn du zögerst, so wird er sein Werk vollenden, und dann wird dich's gereuen, daß du die nicht gerettet hast, welche von dir aus dem Abgrund gezogen werden konnten, und welche dir die Mittel dazu angeben.“

Die Jesuiten waren gerührt. Sie beriethen sich immer und immer wieder und beteten dann vierzig Stunden lang um Erleuchtung; denn es fiel ihnen begreiflicher Weise schwer, ihr Werk im Huronenlande ganz aufzugeben. Endlich willigten sie in den Wunsch der Häuptlinge und trafen Vorbereitungen zur Abfahrt, die man beeilen mußte, weil sonst die Irokesen von der Sache erfahren und ihnen unterwegs mit Uebermacht entgegentreten konnten. Kanots wurden in Bereitschaft gesetzt und mit allem transportablen Eigenthum und Vorrath der Mission beladen, und am 10. Juni 1650 traten die Jesuiten mit allen ihren französischen Begleitern und ungefähr 300 Huronen die Reise an. „Nicht ohne Thränen verließen wir,“ so schreibt der Pater Superior, „das Land unserer Hoffnungen und unsrer Liebe, wo unsere Brüder ihr Blut so ruhmvoll vergossen hatten.“ Ihre Flotille nahm ihren traurigen Weg längs der Küsten hin, wo vor zwei Jahren noch eine der größten Indianergemeinschaften des Welttheils gewohnt hatte, und wo jetzt alles eine stille, todte Wildniß war. Dann steuerten sie nordwärts am östlichen Gestade hin, längs der Georgsbai mit ihren zahlreichen Felsseilanden, und allenthalben begegneten sie den Spuren des Irokesenkrieges. Als sie den Rippissing-See erreichten, war von den Algonquins, die einst seine Ufer bewohnt, nichts übriggeblieben als die Kohlen- und Aschenhaufen ihrer Wigwams. Längs des Ottawa-Flusses war alles zur Wüstenei geworden, und die christlichen Indianerstämme der Alenuette-Insel und des ihr benachbarten Festlandes waren sämmtlich entweder getödtet oder auf Nimmerwiederkehr vertrieben.

Als man weiterfuhr, begegnete man dem Pater Brassain, der mit 40 bewaffneten Franzosen von Quebek aufgebrochen war, um die Mission auf der Josephsinsel zu verstärken. Er kam zu spät, die Mission war unwiderruflich aufgegeben, und da es deshalb nutzlos gewesen wäre, weiterzugehen, schloß er sich der Gesellschaft Ragueneau's an. In Montreal angelangt, wurden sie aufgefordert, sich hier anzusiedeln. Die Huronen aber weigerten sich; denn der Ort war den Streifzügen der Irokesen zu sehr ausgesetzt. So fuhr man denn weiter, den Lorenzstrom hinab, und kam am 28. Juli in Quebek an. Hier erschöpften die Einwohner und die gastlichen Ursulinerinnen ihre Mittel aufs

äußerste, um den heimatlosen Huronen Nahrung und Unterkunft zu beschaffen. Aber ihr guter Wille ging über ihr Vermögen; denn Nahrungsmittel waren auch in Duebek nur spärlich vorhanden, und so mußten die Jesuiten bei dem Bemühen, die Unglücklichen am Leben zu erhalten, die Hauptlast tragen.

Die auf der Insel im Huronensee Zurückgebliebenen konnten sich, im Besitz des steinernen Forts, eine Zeit lang der Angriffe der Irokesen erwehren, und die List ihres Häuptlings Annaotaha brachte einer der feindlichen Streiffchaaren sogar eine empfindliche Niederlage bei. Indes war auf die Dauer hier ihres Bleibens nicht, und im Frühling 1651 fuhren auch sie den Ottawa und St. Lorenz hinab und schlossen sich ihren Landsleuten in Duebek an, die man inzwischen unterhalb der Stadt in der Nähe der Südwestspitze der Insel Orleans angesiedelt hatte. Sie erhielten Werkzeuge und Mais zur Ausfaat, sie erholten sich von ihrer Niedergeschlagenheit, und schon begann ihre Niederlassung einen Anstrich von Wohlhabenheit zu gewinnen, als die Irokesen 1656 wieder einen Angriff auf sie machten und eine große Anzahl von ihnen als Gefangene wegschleppten. Diesem Unglück folgte vier Jahre später ein zweites, in welchem ihre besten Krieger sammt ihrem Führer, jenem Annaotaha, Seite an Seite mit den Franzosen in dem verzweifelten Treffen am Kap Sault kämpfend, erschlagen wurden.

Darauf siedelte man den Rest der Huronen, der sich durch einige bisher wandernde Banden verstärkt hatte und so immer noch etliche hundert Köpfe zählte, dicht unter dem Fort von Duebek in einer Palissadenumzäunung an. Hier blieben sie ungefähr zehn Jahre, worauf man sie, da die Zeiten ruhiger und weniger gefahrvoll geworden waren, nach einem vier Meilen von Duebek entfernten, Notre-dame de Foy genannten Orte führte. Sechs Jahre später, nachdem hier der Wald abgeholzt und der Boden ausgefogen war, änderten sie abermals ihren Wohnsitz und ließen sich unter dem Schutz der Jesuiten, der Besitzer des Landes, neun Meilen von Duebek in Old Lorette nieder.

Damals war Chaumonot ihr Missionär. Dieser war ein besonderer Verehrer unsrer lieben Frau von Loretto, die ihn, wie er glaubte, in seiner unfteten Knabenzeit von schwerer Krankheit geheilt hatte. Stets war sein Wunsch gewesen, ihr in Kanada eine Kapelle nach dem Muster des heiligen Hauses in Loretto zu erbauen, das bekanntlich nach der Legende von Nazareth, wo es Maria und Joseph zur Wohnung gedient, durch Engels Hände nach Italien getragen wurde. Chaumonot eröffnete seinen Plan seinen Jesuitenbrüdern, die darüber entzückt waren. Der Bau der Kapelle wurde sofort begonnen, und ein Wunder unterstützte die Beschaffung der nöthigen Geldmittel. Die Kapelle glich vollständig ihrem italienischen Vorbilde und stand in der Mitte eines Quadrats, dessen vier Seiten von den Rindenhütten der Indianer gebildet

wurden. Hierher kamen viele Wallfahrer von nah und fern, und hier „verlieh,“ wie Chaumonot schreibt, „unsre liebe Frau ihren Anbetern viele wunderbare Spenden, so viele, daß ihre Aufzählung ein ganzes Buch füllen würde.“

Doch sollten die Reste der Huronen auch hier nicht dauernd bleiben. Noch vor Ende des Jahrhunderts führte man sie nach einem vier Meilen von da entfernten Orte, den man Neu-Lorette nannte. Es war eine Stelle in einer Schlucht des Urwaldes, wo der St. Charles seinen schneeweißen Gisch über schwarze Felsenschwellen sprüht, und wo die Sonnenstrahlen durch die dichten Zweige der Tanne und Lärche zuweilen hindurchdringen, um einige Augenblicke auf moosigem Gestein zu spielen oder auf den dahinschießenden Wassern zu erglänzen. Bis auf den heutigen Tag findet der Reisende hier eine kleine Gemeinde des untergegangenen Huronenvolkes: harmlose Korbflechter und Mokassinmacher, deren Kupferfarbe immer mehr erbleicht, da sie mit jeder Generation mehr mit der benachbarten französischen Bevölkerung verschmelzen.

M. B.

Literatur.

Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zur Moral und Religion von Dr. G. Säger. Stuttgart, J. Hoffmann.

Vier religionsgeschichtliche Vorträge, von denen die ersten drei eine gute Darstellung des Darwinismus enthalten, während der letzte den Versuch macht, denselben gegen den Vorwurf zu vertheidigen, er verstoße gegen Moral und Religion. Diese Vertheidigung ist nicht gelungen. Sie erhebt den Egoismus zum Diktator in Sachen der ethischen und religiösen Dinge, während die Moral und die Religion doch gerade alle Selbstsucht möglichst binden und einschränken wollen. Der Verfasser argumentirt etwa so. Das oberste Gesetz für jede Art von lebenden Wesen ist die Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung im Kampfe um das Dasein, und dafür gibt es nur einen Standpunkt, den, bei welchem man sich als den Mittelpunkt der Natur betrachtet. So ist es auch mit dem Menschen, er hat den anthropozentrischen Standpunkt einzunehmen, der den Menschen als Mittelpunkt der Welt nimmt und im Gegensatz zur Natur und namentlich zu seiner nächsten Verwandtschaft, der Thierwelt, stellt, aus der er sich herausgekämpft hat, und in die nicht wieder zurückzusinken er bestrebt sein muß. In Betreff der Stellung des Menschen zum Menschen zeigt der Darwinismus, daß geselliges Leben praktischer für den Einzelnen, weil zur Selbstvertheidigung geeigneter als einsiedlerisches, und daß die organisirte Form des geselligen Lebens der kommunistischen vorzuziehen ist. Die letztere wirkt verdummend und abstumpfend, erstere dagegen erzieht zur Intelligenz und stärkt die Vertheidigungsfähigkeit des Einzelnen, sie läßt nicht einseitig werden und erlaubt, von Zeit zu Zeit auszuruhen vom Kampfe ums Dasein, sie weist mit dem Prinzip der Arbeitstheilung auf die Nächstenliebe als oberstes Gesetz hin, das jenen Kampf beschränkt. Der Darwinianer kämpft, wie der Verfasser sagt, „für die Festigung der Bande der Ehe und Familie als Wurzel des geselligen